

Stefan Jakob Wimmer

Welsche Hauben und ein Obelisk: Jerusalem und Rom über München

Die Stadt München, in der vor sieben Jahren die Freunde Abrahams gegründet wurden, feiert dieses Jahr den 850. Jahrestag ihrer ersten urkundlichen Erwähnung. Dieser Beitrag ist allen gewidmet, die den Blick immer wieder über die eigenen Kirchtürme hinaus gerichtet und so dazu beigetragen haben, dass München Heimat- und Weltstadt zugleich werden konnte.¹

Um das Jahr 1000, so hat es der Autor einmal im Heimatkundeunterricht einer Münchner Grundschule gelernt, hätten sich Mönche auf einem Hügel, geschützt vor dem Hochwasser der Isar, angesiedelt, und die erste Peterskirche erbaut. Nach ihnen wurde der zum *forum*, zum Markt, erhobene Ort im berühmten Augsburger Schied von 1158 "Munichen" genannt. Ob sie, wie man es lange tradiert hat, Benediktiner aus Tegernsee waren, oder doch Prämonstratenser aus Schäftlarn, wie die bayerischen Geschichtsschreiber Aventin (1477-1534) und Richard Bauer (Direktor des Münchner Stadtarchivs) präferieren, darf für unseren Gegenstand dahingestellt bleiben. Relevanter wird es schon, wenn Archäologen feststellen, dass der älteste Bau der Peterskirche erst kurz kurz vor 1180 datiere.² In dem Jahr wurde der welfische Stadt- (oder eigentlich: Markt-)Gründer Heinrich der Löwe durch Otto von Wittelsbach als Herzog von Baiern abgelöst. Dass Archäologische Feldforschung und gewachsene Überlieferungen, die identitätsstiftend wirken können, auf unterschiedlichen Ebenen operieren, und jeweils Aussagen formulieren, die sich eher selten decken, und das auch gar nicht müssen, ist eine Erkenntnis, die wir von der Biblischen Archäologie her schon gut kennen. Vielleicht können wir sie gerade auch von dort her auch schätzen lernen.

¹ Als Festgabe der Freunde Abrahams zum 850. Stadtgeburtstag ist die Broschüre *Münchner Abrahams-Geschichten* erschienen, mit einer Sammlung von Beiträgen zu religionsgeschichtlichen, jüdischen und islamischen Bezügen der Stadtgeschichte von Stefan Jakob Wimmer (ISBN 978-3-00-025152-8). Darunter ist auch dieser Beitrag.

² Christian Behrer, *Das unterirdische München. Stadtkernarchäologie in der bayerischen Landeshauptstadt*, München 2001, 61-83.

Wie dem auch sei, um das Petersbergl herum ist die heutige Millionenstadt aus dem Ei geschlüpft, St. Peter bleibt die älteste Kirche Münchens, und ihr Turm, den Münchnern liebevoll als der "Alte Peter" bekannt und besungen, gilt ihnen als ein Wahrzeichen der Stadt und mehr noch, des Stadtgefühls, nicht weniger als die weltbekannten Frauentürme. Die mögen auch eine leuchtende Strahlkraft nach außen entfaltet haben. Der Alte Peter ist das intimere Symbol geblieben, für die, die sich schon besonders lang in München verwurzelt wissen, die den urkatholischen Kern der Stadtidentität weiter bewahren. Das Lied vom Alten Peter, in dem die Kirche, die grüne Isar, das Hofbräuhaus und die Gemütlichkeit zusammen gehören, wird heute nur noch selten gesungen. Seine Anfangstakte bilden aber immer noch die Erkennungsmelodie des Bayerischen Rundfunks, im Signalton der Straßenverkehrsdurchsagen als dadá-dadá-dadáááda besonders präsent. Zur Akustik um den Alten Peter gehört auch, dass seit dem 800. Stadtgeburtstag, 1958 also, eine eigene Jubiläumsglocke jeden Sonntag um 18.00 Uhr zum Gedenken an die Opfer des Zweiten Weltkriegs läutet.

Die ursprüngliche, romanische Kirche hat man sich zunächst mit einer Doppelturmfassade vorzustellen. Dabei kann ein Blick auf den Freisinger Dom helfen, denn dort haben sich die zwei Türme aus dem 12. Jahrhundert bis heute erhalten. St. Peter in München war nur freilich sehr viel kleiner als die Bischofskirche im altherwürdigen Freising, vielleicht so ähnlich, wie das romanische Kleinod auf dem Petersberg zwischen Dachau und Altomünster. Im 14. Jahrhundert, als die Kirche erheblich vergrößert wurde, hat man die beiden Türme oberhalb der Fassade zu einem Mittelturm zusammengeführt. In ihrer unteren Hälfte ragen sie immer noch seitlich aus der Fassade heraus, bevor sie wie gestutzt zur Mitte hin abschrägen. Noch charakteristischer für das ganz spezifische Aussehen der Kirche wurde für mehrere Jahrhunderte, dass man oben auf dem Mittelturm die beiden, jetzt gotischen Spitzen der vorherigen Doppeltürme beibehielt. Zwei Spitzen auf einem Turm, der deshalb, auch heute noch, von vorne oder hinten gesehen doppelt so breit ist, als von den Schmalseiten. Ein Modell der ganzen Stadt aus Holz, von Jakob Sandtner im Jahr 1570 geschaffen (jetzt im Bayerischen Nationalmuseum; eine vergrößerte Kopie im Stadtmuseum ist noch anschaulicher) hat dieses Aussehen dreidimensional festgehalten. Real existiert es so nicht mehr, seit 1607 der Blitz in die Turmspitzen einschlug.

Inzwischen regierte Maximilian I. in Bayern – eine der prägendsten unter den vielen schillernden Herrschergestalten der Wittelsbacher. Ganze 57

Jahre dauerte seine Regentschaft (1594-1651), erst als Herzog, ab 1623 dann als erster bayerischer Kurfürst, eine Würde, die er sich durch militärische Erfolge im Krieg gegen den Unglauben, und das heißt in diesem Fall: den Protestantismus, erkämpfte. Im Dreißigjährigen Krieg führte er das Schwert an der Spitze der Gegenreformation, und in seinem Land erzwang er katholische Frömmigkeit mit solcher Härte und Strenge, dass man dafür eigentlich von "katholisiertem Fundamentalismus" sprechen müsste.

Marienverehrung, die es auch vorher schon gab, wurde nun zum Nationalkult erhoben, und seine Haupt- und Residenzstadt sollte zur katholischsten Stadt des Reiches, zu einem deutschen Rom, werden. Eine Kirche mit dem Patronat Petri hatte München schon. Ihren gotischen Abschluss ließ Maximilian durch einen Dreieckchor ersetzen, der vom kreuzförmigen Grundriss des neu gebauten Petersdoms in Rom inspiriert war. Gegenüber der Fassade, dem Turm, und dem Hauptschiff, die alle hell verputzt sind, hebt sich dieser kleeblattförmige, ziegelrote Backsteinkörper heute deutlich ab. Für die Turmbekrönung nun dachte sich Maximilian etwas ganz Besonders aus, um das Petersberggl noch weiter dem Mons Vaticanus anzunähern: Zunächst führt eine Uhrenkuppel den rechteckigen Grundriss unten zu einer symmetrischen Mitte oben zusammen; darauf steht ein Tempietto, ein kleiner runder Säulenpavillon, wie er zur selben Zeit auch in der Mitte des Hofgartens realisiert wurde. Auf dem Kirchturm entspricht dieser Rundbau der Laterne oben auf der Kuppel des Petersdoms. Dann aber wächst daraus noch eine markant hochgezogene Spitze heraus und ragt, mit dem päpstlichen Dreifachkreuz oben auf einer Kugel, in den Münchner Himmel. Es ist ein Obelisk! Nicht aus Stein, und nicht mit Hieroglyphen verziert, sondern mit grün oxidiertem Kupfer beschlagen. Nun hat man in der Renaissancearchitektur gerne auch Obeliken imitiert – doch als Kirchturmspitze ist der Obelisk des Alten Peter einzigartig. Freilich wollte Maximilian damit nicht heidnischem, pharaonischen Sonnenkult frönen, sondern an den Obeliken anspielen, der 1586 erst auf dem neu gestalteten Petersplatz aufgestellt worden war, und der nun als ein neues Wahrzeichen für Rom und für das Papsttum empfunden wurde.

Papst Sixtus V. hatte den Obeliken vor dem Petersdom aufstellen lassen, als Demonstration eigenen Prestiges und sicher auch des Triumphes der Kirche über die Alte Welt. Er stand vorher im Circus des Nero, in dem Petrus gekreuzigt worden sein soll. Aus heutiger Sicht freilich darf man die ägyptische Reminiszenz mitten im Repräsentationszentrum der Welt-

kirche gleichsam wie einen erhobenen Zeigefinger als Verweis auf die tiefe Verwurzelung des Christentums in pharaonischen Begriffen und Bildern auffassen.³

Vor der Münchner Peterskirche erstreckt sich kein entsprechend großer Platz, und auf dem nahen Marienplatz ließ derselbe Maximilian dann die Mariensäule aufstellen, ebenfalls als Wahrzeichen des Katholizismus. Den vatikanischen Obelisken oben auf den Kirchturm des "Münchner Petersdoms" zu hieven, war eine ausgesprochen kreative und geradezu geniale Lösung. So kommt es, dass seit vier Jahrhunderten ein Obelisk 91 m hoch über den Dächern der Isarmetropole an Rom erinnert, und letztlich doch auch noch weiter weist, so wie sein Vorbild auf dem Petersplatz, auf die Quellen unserer Identität im Alten Ägypten.

Noch etwas höher als der "Alte Peter" sind die Türme der zweiten Pfarrkirche Münchens "Zu Unserer Lieben Frau" ausgefallen. Zum zusätzlichen Dom des neu definierten Erzbistums München und Freising avancierte die Frauenkirche erst 1821. Ihre kathedralenhaften Dimensionen erhielt sie aber schon im späten 15. Jahrhundert. Nun sind die berühmten Türme nicht 98 und 99 m hoch, wie immer wieder weitergesagt wird. Der Unterschied ist in Wirklichkeit nur minimal: 98,57 m (Nordturm) und 98,45 m (Südturm). Revidierungsbedürftig ist auch, dass – wie Generationen von Münchnern es gelernt haben – Geldmangel der Grund dafür gewesen wäre, dass anstelle der für gotische Türme obligatorischen Spitzen "nur" Kuppeln ausgeführt worden wären. Und deren gängige Bezeichnung, die "welschen Hauben", führt zwar in die richtige Richtung, aber wiederum nicht weit genug, wenn man sie, wie es üblich ist, auf Italien bezieht. Da man dort in der Renaissance in großem Stil Kuppelbau vorgemacht hat, hat man sich die nördlich der Alpen noch ausgesprochen fremde Kuppellösung im Nachhinein von dort hergeleitet. Die Hauben wurden erst 1524 fertig, 30 Jahre nach der Weihe der Kirche, doch bedeutet das eben nicht, dass man aus Mangel an Mitteln nach so langer Zeit zu einer architektonischen Notlösung gegriffen habe – ganz im Gegenteil: Kuppeln zu bauen war neu, stellte eine ungleich größere Herausforderung dar und war sehr viel aufwändiger und sicherlich auch kostspieliger, als es die gewohnten Spitzen geworden wären. Deshalb zog sich ihre Realisierung so lange hin. Die Planungen reichen wohl noch in die Bauzeit der Kirche selbst zurück, wie die Ansicht Münchens aus der

³ Dazu eingehend M. Görg, *Mythos, Glaube und Geschichte. Die Bilder des christlichen Credo und ihre Wurzeln im alten Ägypten*, Düsseldorf 2005⁵.

Schedelschen Weltchronik von 1493 nahelegt: Hier sind die oktogonalen Turmgeschosse als Grundlage für die Kuppeln schon ausgeführt. Zu einer Zeit, die noch der Spätgotik angehört, noch nicht der Renaissance, und in der auch in Italien Kuppeln noch nicht in Mode waren, vom venezianischen Markusdom einmal abgesehen.

Tatsächlich greift die Inspiration für das berühmteste der Münchner Wahrzeichen geografisch, historisch und sogar religionskomparatistisch noch sehr viel weiter aus. Es muss das 1486 erschienene Buch *Peregrinatio in Terram Sanctam* des Mainzer Kanonikers Bernhard von Breydenbach gewesen sein, das mit einer Holzschnittansicht der Stadt Jerusalem die Idee zu der ebenso ungewöhnlichen wie gelungenen Turmbekrönung auslöste. Das Bild zeigt die Stadt vom Ölberg aus gesehen, nicht viel anders, als heutige Besucher die Altstadt vor Augen haben, und in der Mitte den Felsendom. Das einzigartige Bauwerk mit seiner goldenen Kuppel über dem oktogonalen Baukörper gehört zum großen Komplex der al-Aqsa-Moschee, und damit zur drittheiligsten Stätte der Welt für Muslime. Dieser große, rechteckige Moscheekomplex, auch al-Haram asch-Scharîf genannt, das Edle Heiligtum, wird mit der geheimnisvollen Nachtreise und Himmelfahrt des Propheten Muhammad verbunden. Was der Koran nur sehr kurz andeutet, im ersten Vers der 17. Sure, schmücken Traditionen in aller Ausführlichkeit aus. Danach sei der Prophet auf einem mystischen Reittier in einer einzigen Nacht von Mekka aus nach Jerusalem, al-Quds, gelangt und habe von dort aus nacheinander in die Sieben Himmel geschaut. Die große Felsfläche, von der aus der Prophet seine Himmelfahrt erlebte, die somit als Schnittpunkt zwischen Himmel und Erde gedacht wird, ist zugleich der höchste Punkt des biblischen Tempelberges. Der Felsendom wurde im 7. Jahrhundert als Schrein erbaut, um diesen so zentralen Punkt der Erdoberfläche würdig einzufassen und zu schmücken. Sein oktogonaler Grundriss, der seinerseits von byzantinischen Kultbauten inspiriert war, symbolisiert mit seinen Kanten und Ecken die Erde, während die runde, goldene Kuppel mit dem Himmel korrespondiert.

Der Felsendom steht gleichzeitig an der Stelle, an der lange vorher das Allerheiligste des jüdischen Tempels war, den nach alttestamentlicher Darstellung Salomo erstmals erbaute, und der ebenfalls im Koran mehrfach erwähnt wird. Sein Erbauer ist als *Nabi Suleymân* ja auch eine

wichtige Prophetengestalt des Islam.⁴ Es war für Muslime zu allen Zeiten selbstverständlich, dass die Nachreise des Propheten an die frühere heilsgeschichtliche Bedeutung Jerusalems anknüpft, dass also gerade der Ort für diese Überlieferung in Frage kam, der seit jeher in besonderer Weise mit der Verehrung des Einen Gottes verbunden war. Dass manche Muslime heute alle vorislamischen Bezüge des Tempelbergs annullieren möchten, gehört zu den ebenso absurden wie tragischen Implikationen des modernen Nahostkonflikts. Als jedenfalls Bernhard von Breydenbach vom Ölberg her auf den Felsendom schauen durfte, wies man ihn selbstverständlich darauf hin, dass das außergewöhnliche Bauwerk in der Nachfolge des Salomonischen Tempels gesehen werden dürfe. Breydenbach konnte diesen Bezug so weit komprimieren, dass er in seiner Abbildung den Felsendom für die christlichen Leser schlicht als "Templum Salomonis" bezeichnete.

In München ließ man sich davon zu dem extravaganten Gedanken anregen, die Türme der neuen Marienkirche mit der Kuppel des Jerusalemer Tempels zu krönen. Das war leichter gedacht als realisiert, aber schließlich gelang es. Das Münchner Wahrzeichen schlechthin bildet die Kuppel einer der heiligsten und schönsten Moscheen der Welt ab, in doppelter Ausfertigung sogar!

Und wenn man die Wortbedeutung von "welsch" in einem weiteren Sinne fasst, dann steht der Begriff auch allgemein für "ausländisch" oder "fremd", oder meint das, wofür wir heute das Wort "exotisch" verwenden würden. Und in diesem Sinne stimmt die Qualifizierung durchaus. Die "welschen Hauben" sind exotisch, orientalisches, und erinnern die Münchner eigentlich schon seit 500 Jahren daran, dass zur eigenen Identität immer auch der weite Blick über die eigenen Kirchtürme hinaus gehört.



⁴ Ein Beitrag "Der Tempel von Jerusalem im Koran" ist für das nächste Heft der *Blätter Abrahams* vorgesehen. – Zu Salomo im Koran vgl. Stefan J. Wimmer und Stephan Leimgruber, *Von Adam bis Muhammad. Bibel und Koran im Vergleich*, München/Stuttgart 2007², 170-174.